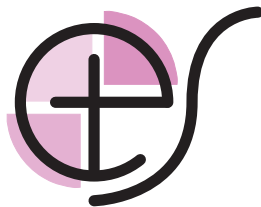


Evangelische
Sammlung
in Württemberg



RUNDBRIEF 81



PREDIGTGOTTESDIENST

Oktober 2018



Inhalt

Bericht des Vorsitzenden	<i>Dr. Werner Schmückle</i>	3
Liturgische Präsenz	<i>Tabea Granzow-Emden</i>	7
„Tritt frisch auf, mach`s Maul auf, hör bald auf!“	<i>Dr. Christian Möller</i>	12
Von der Sehnsucht eines Prädikanten nach dem magnus consensus	<i>Wilhelm Birkenmaier</i>	20
„Dem Volk auf´s Maul schauen“ - Predigen heute	<i>Michael Schneider</i>	26
Ich bin gerne Prädikant	<i>Dr. Peter Hausding</i>	30
Erfahrungen im Prädikantendienst	<i>Dr. Christel Hausding</i>	32

Adressen der Autoren:

Wilhelm Birkenmaier
Rappenruhweg 26, 71384 Weinstadt
wilhelm.birkenmaier@web.de

Tabea Granzow-Emden
Grüninger Straße 25, 70599 Stuttgart
tabea.granzow-emen@elk-wue.de

Dr. Christel und Dr. Peter Hausding
Schießmauer 23, 89129 Langenau
christelhausding@vodafone.de

Professor Dr. Christian Möller
Theologisches Seminar
Kisselgasse 1 69117 Heidelberg
christian.moeller@pts.uni-heidelberg.de

Kirchenrat Dr. Werner Schmückle
Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart
werner.schmueckle@arcor.de

Pfarrer Michael Schneider
Schulstraße 8, 71384 Weinstadt
Michael.Schneider@elkw.de

Dr. Werner Schmückle



Bericht des Vorsitzenden der Evangelischen Sammlung bei der Landesversammlung am 24. Juni 2018 auf dem Schönblick

Liebe Freunde der Evangelischen Sammlung!

1. Rundbriefe

Auch im vergangenen Jahr haben wir versucht, mit unseren Rundbriefen Impulse in unsere Kirche und Gesellschaft hineinzugeben. Wir erfahren in Rückmeldungen sowohl Zustimmung als auch Kritik zu den einzelnen Heften. Das halte ich für ein gutes Zeichen.

Im Heft 77 vom September letzten Jahres ging es um die Themen Zukunft der Kirche und Pfarrplan. Wir konnten dankenswerter Weise ein Interview mit Professor Michael Herbst abdrucken. Er sieht die Kirche im Übergang von einer die Kultur prägenden Volkskirche zu einer öffentlichen Minderheitskirche mit missionarischem Auftrag.

Heft 78 vom Dezember hatte das Thema „Vertrauen“. Das Heft 79 vom März dieses Jahres hatte den provozierenden Titel „Konfessionslos glücklich?“ Unsere Frage war: Wie gehen wir mit der Situation um, dass immer mehr Menschen in unserem Land keiner Kirche mehr angehören? Und wie begegnen wir solchen Menschen z.B. auf Hochzeitsmessen? Der derzeitige Rundbrief 80 hat das Thema „Gastfreundschaft“. Hartmut Barend schreibt über die Bedeutung der Gastfreundschaft in der Bibel. Dann kommen konkrete Orte und Modelle zur Sprache:

Stift Urach, das Einkehrhaus der Landeskirche, die Berliner Gasthausmission, die Vesperkirche Stuttgart und unsere württembergischen Hauskreise sowie ein Beitrag zur Willkommenskultur für Flüchtlinge in unserem Land.

2. Zur Frage der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare

Zu dieser Frage hatte ich im letzten Jahr die Sicht der Sammlung entfaltet. Die Frage hat uns im Landesvorstand weiter beschäftigt. Zur Entscheidung der Landessynode habe ich im Frühjahrsrundbrief geschrieben: Wir sind dankbar, dass die Landessynode durch ihre Entscheidung eine öffentliche Segnung nicht ermöglicht hat. Dass die Auseinandersetzung damit nicht zu Ende ist, ist uns bewusst. Ich wiederhole deshalb die Bitte aus dem Rundbrief: „Bitte beten Sie für die Synodalen und für unsere Kirchenleitung.“

3. Die neue Formulierung des Missionsbefehls in der Lutherbibel

Die Lutherbibel 2017 übersetzt den am Schluss des Matthäusevangeliums stehenden Missionsbefehl:
Darum gehet hin und lehret alle Völker: Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Also: Zweimal „Lehren“ statt „Machtet zu Jüngern“ wie bisher. Die für die Übersetzung Verantwortlichen erklären, dass es sich nur um eine Rückkehr zu der in der Lutherbibel bis 1956 gebräuchlichen Übersetzung handelt.

Was ist davon zu halten?

1. Luthers Übersetzung hatte den Text der lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments zur Grundlage, der an dieser Stelle nicht unbedingt der Intention des Urtextes entspricht.

2. Die reformierte Tradition, also z.B. die Zürcher Bibel, hat von Anfang an, seit der Reformationszeit, die Übersetzung: „Machtet zu Jüngern“.

3. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurde „Machtet zu Jüngern“ als angemessene Übersetzung erkannt. In der Lutherbibel von 1901 heißt es in einer Anmerkung:
Genau lauten die Worte: Darum gehet hin und **machtet zu Jüngern alle Völker**, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und sie halten lehret...“. Im Matthäuskommentar von Theodor Zahn heißt es lapidar: „Es heißt nicht lehren, sondern zum Jünger machen“.¹

4. Fast alle Bibelübersetzungen der Gegenwart, sowie die Wörterbücher und Kommentare des 20. Jahrhunderts gehen von dieser Übersetzung aus. Auch bei den neuesten Übersetzungen ist das so:
Basis Bibel 2010: Geht nun hin zu allen Völkern und macht die Menschen zu meinen Jüngern und Jüngerinnen: Taufte sie im Namen des Vaters, des Sohnes

und des Heiligen Geistes. Und lehrt sie, alles zu tun, was ich euch geboten habe. Einheitsübersetzung 2017: Darum geht und **macht alle Völker zu meinen Jüngern**, taufte sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.

Wie kommt es dann zur Übersetzung mit dem doppelten Lehren in der neuen Lutherbibel?

Der Neutestamentler Wolfgang Reinbold hat in einem Aufsatz 2012 die Richtigkeit der Übersetzung „Machtet zu Jüngern“ bestritten. Für die Bedeutung „zum Schüler/ Jünger machen“ gäbe es in der antiken griechischen Literatur nirgends einen zweifelsfreien Beleg (191). Die richtige Übersetzung sei „Unterrichten, lehren“ (195) und bedeute: „Nehmt sie als Schüler an, nehmt sie auf in eure Klasse“. (199).

Johannes Zimmermann hat die Argumentation einer kritischen Prüfung unterzogen.²

Er macht deutlich: Auch für die von Reinbold bevorzugte Übersetzung „lehren“ gibt es in der antiken griechischen Literatur keinen „zweifelsfreien Beleg“. (142) Er zitiert Walter Klaiber in seinem neuen Matthäuskommentar.³ Klaiber schreibt: „So einladend diese Thesen sind, sie scheitern am Zusammenhang, denn die Fortsetzung lautet: indem ihr sie taufte. Die Taufe ist die Eingliederung in die Gemeinschaft der Jünger und Jüngerinnen... Die Aufgabe, Menschen in die Schule Jesu zu nehmen, zielt von vornherein darauf hin, sie durch die Taufe in die Gemeinschaft derer aufzunehmen, die Jesus nachfolgen.“ (289) Zim-

mermann macht deutlich: Es geht um „Einweisung in die Jüngerschaft“ (143), um „weit mehr als ein „Lehren“ als Informationsvermittlung.“ (145). Er kommt zum Ergebnis: „Angesichts der exegetischen Befunde ist die Übersetzung „macht zu Jüngern“ durchaus sachgemäß, jedenfalls ist ihr gegenüber der Wiedergabe mit „lehrt“ und der damit verbundenen Doppelung bzw. Tautologie eines zweifachen „lehrt“ klar der Vorzug zu geben.“ (147).

Die Frage ist: Steht hinter dem Ganzen mehr als ein Übersetzungsproblem? Bayerische Pfarrer, die sich mit einem Protestbrief an die Herausgeber und die Übersetzungskommission der Lutherbibel gewandt haben, sprechen diese Vermutung aus.

Sie schreiben: „Könnte es sein, dass im gegenwärtigen Revisionsprozess „kontextuelle“ Akzeptanzprobleme hinsichtlich der christlichen Mission bzw. Überlegungen zu einem „neuen Missionsbegriff“ Maßstab dieser Übersetzung wurden?“

Was wird denn gegen die Übersetzung „Machet zu Jüngern“ vorgebracht?

1. Wir Menschen könnten andere Menschen ja gar nicht zu Glaubenden machen, das sei doch allein Gottes Werk. Richtig.

Aber das „zu Jüngern machen“ wird im Text selber ja präzisiert „indem ihr sie tauft und sie lehrt, all das zu befolgen, was Jesus selber geboten hat.“ Dafür sind die Jünger, sind die Zeugen Jesu, Gottes Werkzeuge und Mitarbeitende. Karl Barth hat formuliert: „Es ist das Königsamt des Messias, das hier auf die

ersten Jünger als auf des „Königs Aufgebot“ übertragen wird.“⁴

2. Das Wort Mission werde heute als aggressiv und bedrohlich empfunden. Der Bochumer Neutestamentler Peter Wick, der sich der Deutung Reinbolds angeschlossen hat, schreibt: „Haben wir als Christen den Auftrag, Nichtchristen zu Christen zu machen? Wenn wir davon beseelt sind, dann können wir auf andere leicht usurpatorisch und – auch ganz ohne körperliche Gewalt – aggressiv wirken. Wie befreiend ist es hingegen für uns selbst, wenn wir die Menschen, Christen wie Nichtchristen, in unsere „Schulen“ einladen dürfen.“ (98) Das griechische Wort, das dasteht, zielt aber auf mehr als eine Informationsweitergabe. Es handelt sich eben gerade nicht nur um eine Bildungsveranstaltung. „Hoffnung für alle“ übersetzt von daher sachgemäß: Ruft alle Menschen in meine Nachfolge.

3. Der Ansatzpunkt für die Untersuchung von Wolfgang Reinbold ist die Rückmeldung eines Beauftragten für das Gespräch von Kirche und Islam, dass dessen muslimische Gesprächspartner das Wort Mission als bedrohlich und als Kampfansage empfinden würden (177).

Dazu passt, wenn die Rheinische Landessynode in einer EntschlieÙung zum christlich - muslimischen Dialog von Anfang des Jahres erklärt: Er ziele „auf das gegenseitige Kennenlernen, das gemeinsame Handeln, das Aushalten von Differenzen sowie auf eine vertiefte Wahrnehmung der je eigenen Tradition, nicht aber auf eine Konversion zur jeweils anderen Religion.“

Hinter solchen Aussagen steht m.E. ein Zerrbild von Mission als Gewaltausübung. In der Erklärung „Mission Respekt. Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt aus dem Jahr 2011, die von katholischen, evangelischen und freikirchlichen Verantwortlichen gemeinsam herausgegeben wurde, heißt es zu den Prinzipien der Mission:

Christen/innen sind aufgerufen, in ihrem Zeugnis alle Formen von Gewalt und Machtmissbrauch abzulehnen, auch deren psychologische und soziale Formen. (6) und:

Christen/innen müssen aufrichtig und respektvoll reden, sie müssen zuhören, um den Glauben und die Glaubenspraxis anderer kennen zu lernen und zu verstehen.

Da ist es doch verwunderlich, dass gerade muslimische Gesprächspartner Mission als bedrohlich ansehen, angesichts dessen, was der Koran den Muslimen im Blick auf den Umgang mit „Ungläubigen“ vorschreibt. Und Ungläubige sind nach dem Koran auch die, die sagen: „Gott, er ist Christus, der Sohn Marias“ (Sure 5,17+72). Ihnen gegenüber gilt: „Sie hätten euch gern ungläubig, wie sie ungläubig sind, so dass ihr gleich wärt. So nehmt euch nicht unter ihnen Freund und Beistand, bis sie auf Gottes

Weg auswandern! Doch wenn sie sich abkehren, dann greift sie und tötet sie.“ (Sure 4,90), oder: „Wenn ihr die trefft, die ungläubig sind, dann schlagt ihnen auf den Nacken.“ (Sure 47,4)

Von daher ist zu sagen: Die Übersetzung „Lehren“ könnte Ausdruck einer grundsätzlichen Zurückhaltung gegenüber dem Auftrag Jesu, Menschen zum Glauben einzuladen, gegenüber allem Missionarischen sein.

Dem ist mit Worten von Martin Hengel entgegenzuhalten: Eine Kirche und Theologie, die die missionarische Sendung der Glaubenden als Boten des Heils in eine von Unheil bedrohte Welt vergisst oder verleugnet, gibt ihren Grund und damit sich selber auf.“⁵

Von daher werde ich es mit den erwähnten bayerischen Pfarrern halten. Sie erklären:

„Wir werden bei gottesdienstlichen Lesungen, insbesondere bei Taufen, wie auch in der Predigt weiterhin die sechs Jahrzehnte lang zu Recht gebräuchliche Textfassung „machtet zu Jüngern alle Völker“ zur Sprache bringen.

Wen PD ist le

1 Theodor Zahn: *Das Evangelium des Matthäus*, Leipzig 1910, S. 721, Anm.8

2 Johannes Zimmermann: *Zwei Mal „Lehren“? Ein Widerspruch zu Wolfgang Reinbolds Auslegung von Mt 28,19*, ZThK 114/2017, S. 138-148

3 Walter Kläiber: *Das Matthäusevangelium*, Tb.2, Mt 16,21-28,20, Neukirchen – Vluyn 2015

4 Karl Barth: *Auslegung von Matthäus 28,16-20*, Basel 1954, S. 14

5 Martin Hengel: *Die Ursprünge der christlichen Mission*, NTS 18/1971.72 (S. 15-38), S. 38; zitiert bei Peter Stuhlmacher, aaO., S. 118

Tabea Granzow-Emden



Liturgische Präsenz

Überlegungen zu einer geistlichen Haltung des Gottesdienstfeierns

„Die Liturgie ist wie eine Fährte im Schnee – flüchtiges Zeugnis eines anwesend-abwesenden Gottes“, schreibt der Dichter und Theologe Christian Lehnert.¹

Ich nehme die Spur auf und lasse das Bild auf mich wirken. Eine Spur im Schnee. Schritt für Schritt formt sich ein Weg über das weite weiße Feld. Der ihn gespürt hat, ist nicht zu sehen. Aber in seinen Fußstapfen hat er ein Zeichen seines Da-Seins hinterlassen. Liturgie ist wie „eine Fährte im Schnee“. Schritte formen sich zum Weg. Der ihn eingepreßt hat, ist nicht zu greifen. Auch die Liturgie kann ihn nicht begreifbar machen. Aber sie kann in die Spur treten, die der „anwesend-abwesende Gott“ selber in seinen Worten und Gesten gelegt hat. Liturgie feiert die Gegenwart des unverfügbaren Gottes. Sie lädt auch mich als Liturgin ein, präsent zu sein. Das ist die erste Einsicht, die ich dabei gewinne: Liturgische Präsenz ist kein Gebot, das befolgt werden muss. Sie ist keine Technik, die zu erlernen wäre. Liturgische Präsenz ist eine geistliche Haltung. Ich übe mich in sie ein. Ich übe mich darin, in die Spur zu treten.

Gott ist gegenwärtig

Salomo betete bei der Einweihung des Tempels: „*Aller Himmel Himmel können dich nicht fassen, wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe? Wende dich aber zum Gebet deines Knechts [...]: Lass deine Augen offen stehen über diesem Hause Nacht und Tag, über der Stätte, von der du gesagt hast: Da soll mein Name sein*“ (1.Könige 8,27-29).

Gott ist gegenwärtig in seinem Namen. Er hat ihn selber geoffenbart: „Ich werde da sein“ (2.Mose 3,14), übersetzt der Rabbiner Benno Jacob.² Seinen Namen hat Gott mit dem Ort verbunden, wo zu ihm gebetet wird. Gottes Gegenwart lässt sich nicht herbeizitiieren. Aber sie lässt sich erbitten – im Vertrauen auf das, was Gott selber mit seinem Namen verbürgt: „Ich werde da sein.“ Liturgische Präsenz kann und muss Gottes Da-Sein nicht vermitteln. Wo wir „im Namen Gottes ...“ feiern, vertrauen wird darauf: Gott ist gegenwärtig. Deshalb gehört für mich das Votum an die erste Stelle der von mir als Liturgin gesprochenen Worte. Das ist meine *zweite Einsicht* zur liturgischen Präsenz.

Die Präsenz und das Präsens

„Das Eigentliche, der Kern einer gottesdienstlichen Handlung wird stets unter den Bedingungen der Gegenwart wirklich und wahr, im Präsens [...]. Hier und jetzt sind wir da und stehen vor Gott!“ Manfred Schnelle hat das im Interview mit Christian Lehnert gesagt.³ Der inzwischen leider verstorbene Manfred Schnelle war Tänzer und Choreograph und von einer tiefen Frömmigkeit, geprägt von der Michaelsbruderschaft. Mich haben seine Überlegungen zur liturgischen Präsenz beeindruckt und bewegt. Nie haben sie die Tendenz zur Regel oder erheben den Anspruch auf alleinige Richtigkeit. Stets zielen sie auf einen spirituellen Weg, auf eine innere Bereitschaft und Offenheit für das Geheimnis Gottes. Alles liturgische Handeln ist nach seinem Verständnis weniger ein Tun als ein Empfangen. „Ich steh' vor dir mit leeren Händen, Herr.“⁴

Eine *dritte Einsicht*: Hier und jetzt bin ich da und stehe ich vor Gott.

Das zeigt sich auch in meinen liturgischen Bewegungen und Gesten. Wenn ich stehe, dann stehe ich und laufe nicht schon. Wenn ich gehe, dann gehe ich und bin nicht schon am Ziel. Wenn ich die Hände zum Segen erhebe, dann richte ich die Geste ein und spreche nicht schon die Segensworte. Jetzt das eine, dann das nächste, eines nach dem anderen. Auch die Gebärde hat Kraft. Die Gemeinde wartet auf sie wie auf das Wort. Gebärden und Worte wie Brot! Lassen wir uns und ihr die Zeit, dass die Gesten und die Worte präsent werden können. Im Präsens entfalten sie ihre Kraft!



Der Raum

Jeder Gottesdiensttraum ist anders. Jede Kirche hat ihre eigene Atmosphäre. Bei aller Vertrautheit mit den wiederkehrenden architektonischen Mustern ist immer auch Fremde da. Selbst die Heimatkirche ist durch das Licht und die Jahreszeit oder durch die eigene seelische Situation immer anders. Ich brauche die Fremde, weil ich nicht nur bei mir selber zu Hause sein kann!⁵

Als Liturgin brauche ich aber auch Zeit und Ruhe, um mich vor dem Gottesdienst mit dem Kirchenraum vertraut zu machen, mich in seine Atmosphäre „einzuschwingen“. „Was ist denn Heiligung von Sein und Räumen? Zuallererst: vertraut werden. Schlicht: anwesend sein. Eine Zwiesprache halten mit allem, was mich zum Eigentlichen führt. Jeder Raum hat eine Seele, ist Lebensraum.“⁶

Und der Raum ist weiter, als es unser eigener karger Glaube ist. Viele waren vor uns da. Und es werden hoffentlich auch nach uns noch welche kommen.

Hier erfahre ich, das ist meine *vierte Einsicht*: Ich stehe mit meinem Glauben nicht allein da. Ich stehe in einer langen Reihe von Geschwistern, die mit ihren Liedern und Gebeten, mit ihren Träumen und mit ihren Fragen diesen Ort gesegnet, ja, gesegnet, haben!

Das Stehen

Alle Bewegungen im Raum haben einen bleibenden Bezug: den Boden. Manfred Schnelle sagt dazu: „*Der Boden ist mein faktischer und mein geistiger Grund. Ich bin aufgenommen, angenommen – wie von einer großen Hand. Sie lädt mich ein, mich ihr zu überlassen. [...] Die Bodenberührung, der Stand ist daher auch eine Kraftquelle jeder liturgischen Bewegung.*“

Haltung kann ich einnehmen – ohne steif zu wirken –, wenn ich mich gehalten weiß. *Eine fünfte Einsicht*: Es ist wichtig, dass ich den Boden unter meinen Füßen spüre und den Kontakt zu dem Grund, auf dem ich stehe, nicht verliere. Viele unserer Psalmen sprechen in Bildern von dem, was Halt gibt. Psalm 31 zum Beispiel: „Sei mir ein starker Fels“ (V. 3) oder „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ (V. 9). Bilder, die aus der Gebetsprache kommen und wieder in die Gebetsprache Eingang finden können.

Das Sitzen

Die *sechste Einsicht*: Glaubenshaltung drückt sich aus in Körperhaltung. Auch in meinem Sitzen! Welche Heilung teilt sich mit, wenn ich mit krummem, latschem Rücken, übereinandergeschla-

genen Beinen und verschränkten Armen dasitze? Artikuliert mein Körper dann nicht geradezu eine unterschwellige Ab-sage an das, was ich glaube und wohin ich mich orientieren will? Nicht ohne Grund verbindet die Alte Kirche spirituelle Übung und Erfahrung mit einer geraden Wirbelsäule. Die alten Kirchenbänke leiten meist zum aufrechten Sitzen an. „Was ihr tut, das tut ihr mir.“ So könnte man das Jesuswort aus Matthäus 23,40 verallgemeinern und es zu einem liturgischen Grundsatz erheben – für alles, was im Gottesdienst geschieht: „Was ihr tut, das tut ihr mir.“ Auch das Sitzen!

Ich habe mir angewöhnt, während eines Liedes solange sitzen zu bleiben, bis es zu Ende ist. Erst habe ich das nur schwer ausgehalten. Es drängte mich, schon vorher aufzustehen, mich scheinbar unbesehen aus der Bank zu stellen. Dann wäre ich schon vor dem Altar, wenn die Gemeinde von ihrem Gesangbuch aufschaut. Mit der Zeit habe ich begriffen: Jeder Gang zum Altar ist ein Auftritt. Und wenn ich mich klammheimlich hinschleiche, ist es ein schlechter Auftritt. Vor allem aber: Das Lied ist ein gesungenes Gebet. Ich gehe doch sonst auch nicht während des Gebets vom Altar weg! Ich bleibe also sitzen und singe das Lied bis zum Schluss mit. Auch durch das Sitzen drückt sich aus, wie präsent wir sind und in welcher Haltung wir selber Gottesdienst feiern, ob wir selber mitvollziehen, was da geschieht. Wenn ich sitze, dann sitze ich. Wenn ich singe, dann singe ich. Wenn ich bete, dann bete ich. Und wenn ich dann gehe, dann trete ich auch auf.

Oder ich trete ab, wenn ich vom Altar an meinen Sitzplatz zurückgehe. Die kleinen Zäsuren, die entstehen, stören nicht. Im Gegenteil: Sie sind notwendig für einen organischen Zusammenhang.

Die Ausrichtung

„Leben heißt, Beziehungen aufzunehmen zu anderen und zu dem, was uns angeht, zu allem, was wir sehen und hören und begreifen. Schon durch unseren Körperbau sind wir ausgerichtet [...], der Oberkörper [...] bestimmt, was vorn ist. Dazu kommt das Gesicht mit dem Blick der Augen. Durch ihre Kraft vermag ich Beziehung aufzunehmen, zu dem, was ich vorfinde, und zu dem, was ich will. Aber auch die Hände, die Handflächen und die Fingerspitzen geben meinen Gesten eine Richtung und sie zeigen, wohin ich mich in der Bewegung orientiere.“⁸

Wenn ich zum Altar gehe, bewege ich mich auf ein Ziel zu. Die Augen führen mein Gehen in eine Richtung. „Meine Augen sehen stets auf den Herrn“, heißt es in Psalm 25,15. Für den Gottesdienst ist diese Ausrichtung unerlässlich. Erst meine ungeteilte Aufmerksamkeit berührt das, worauf ich im Letzten ausgerichtet bin.

Meine *siebte Einsicht* lautet: In meinem Gehen zeige ich meine Beziehung zum Ziel meines Gehens. Schlendere ich? Bin ich steif? Abgelenkt? Meine stimmige Haltung im Gehen finde ich nur in der inneren Ausrichtung. Meine Augen führen mich im Gehen. Sie geben mir ein Ziel.

Cor ad altarem – mit der Herzseite zum Altar

„Euer Herz sei ungeteilt bei dem Herrn, unserm Gott.“ So heißt es, wiederum im Zusammenhang von Salomos Gebet zur Einweihung des Tempels, in 1.Könige 8,61.

Die Ausrichtung auf Gott hin zeigt sich für mich auch in der kleinen Bewegung, wenn ich mich zum Altar hin- oder mich von ihm wegdrehe: Immer mit der Herzseite zuerst hin und zuletzt mit der Herzseite vom Altar wieder weg. Manche mögen das für überzogen halten. Mir selber hilft die Geste, mich bewusst zu Gott hinzuwenden und aus der Hinwendung zu Gott wieder in Beziehung zur Gemeinde zu treten. Deshalb führe ich sie hier als *meine achte, sehr persönliche Einsicht* auf. Aber auch hier gilt: Das ist keine Regel, wie man's richtig macht, und alles andere wäre falsch. Zuviel Aufmerksamkeit darauf zu verwenden und am Ende sich darüber ärgern, wenn man's wieder anders herum gemacht hat, ist kontraproduktiv. Wichtig ist: *„Komm zur Ruhe – und dann weißt du schon, was du zu machen hast!“⁹*

Der Blickkontakt

Liturgie lebt von Beziehung. Und sie lebt von den Blickwechseln. Es gibt Momente in der Liturgie, in der unser Blick nicht der Gemeinde gilt. Das ist beim Gebet. Aber auch beim Lesen eines Bibeltextes. Wenn wir lesen, „beugen“ wir uns, bildlich gesprochen, über den Text. Wir neigen – auch als Lesende! – Ohr und Auge ihm zu.

Und dann wieder wechselt der Blick. Er geht in die Gemeinde. Wir meinen manchmal, wir hätten viel Blickkontakt zu ihr. Dabei lassen wir unsere Blicke nur über sie schweifen und keiner fühlt sich wirklich angesehen. Ein Blick, in dem eine sich angesehen weiß und einer Ansehen findet, sieht anders aus, sieht anders. Statt den Blick wandern zu lassen, setze ich ihn. Ich halte ihn. Und dann erst wechsele ich ihn. Ich will so viel Liebe und Leuchten in meinem Blick hineinlegen, wie ich es nur kann. Eine vorletzte Einsicht. Nicht ohne Grund kommt Ansehen von Angesehenwerden. Gerade beim Segen, wo wir Gottes leuchtendes Angesicht zusprechen, sollen wir unser Gesicht leuchten lassen. Wir haben so viel Gutes und Schönes auszurichten. Das darf man auch von unseren Gesichtern ablesen! „Lasst euer Licht leuchten vor den Leuten“, sagt Jesus in der Bergpredigt (Matthäus 5,16). Schenkt ihnen den Blick, in dem sie sich angesehen wissen. In einem wunderschönen Gedicht der Chilenin Gabriela

Mistral heißt es: „Wenn du mich anblickst, / werd' ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau.“¹⁰

Das Leuchtenlassen unseres Blickes ist eine segnende Haltung!

Der Segen

Die *vorerst letzte Einsicht* gilt dem Segen. Es macht mich demütig zu sehen, wie sehr die Gemeinde auf ihn wartet. Sie möchte sich fallen lassen in die Bilder, sich „einschmiegen in die wiegende Bewegung der Formel“¹¹. Sie braucht einen Gestus und ein Wort, das sie kennt, das sich schon oft wiederholt hat und das ihr nicht die Mühe der Bewusstheit abverlangt.“ Das ist die Stelle, an der auch ich als Liturgin das Recht habe, von mir abzusehen. Ich muss nichts erklären. Nichts hinzufügen. Als Segnende erlebe ich im Segen für mich selbst die dichteste Form liturgischer Präsenz. Ich trete in eine Spur und weiß: sie trägt.

1 „Der Gott in einer Nuß. Fliegende Blätter von Kult und Gebet“ Berlin 2017, S. 21.

2 Nach der Übersetzung von Benno Jacob, *Das Buch Exodus*, Stuttgart 1997, S. 66.

3 Christian Lehnert/Manfred Schnelle, *Die heilende Kraft der reinen Gebärde. Gespräche über liturgische Präsenz*, Leipzig 2016, S. 21.

4 Lothar Zenetti, *EG* 382, 1.

5 Siehe Fulbert Steffensky, *Das Haus, das die Träume verwaltet*, Würzburg 1998, S.10.

6 Manfred Schnelle, a. a. O., S. 12.

7 A. a. O., S. 13.

8 A. a. O., S. 23.

9 A. a. O., S. 17.

10 Gabriele Mistral, *Scham*, in: *Gedichte, in der Sammlung Nobelpreis für Literatur*, Nr. 40, hg. in Zusammenarbeit mit Les Editions Rombaldi, Paris, übers. v. Albert Theile und Gisela Pape unter Mitwirkung von Heinz Müller, Darmstadt – Berlin – Neuwied 1970, S. 64.

11 Fulbert Steffensky, a. a. O., S. 29f.

„Tritt frisch auf, mach's Maul auf, hör bald auf!“



Von Martin Luther predigen lernen

In Luthers Wochenpredigten von 1530 über die Bergpredigt heißt es zu Mt 5,1: *„Da machet der Evangelist eine Vorrede und gepreng, wie sich Christus gestellet habe zu der Predigt, die er tun wollt, dass er auf einen Berg gehet und sich setzet und seinen Mund auftut, das man siehet, es sei sein ernst. Denn das sind die drei stuck, wie man sagt, so zu einem guten prediger gehören: zum ersten dass er aufftrete, zum andern dass er das maul auftue und etwas sage, zum dritten, das er auch konne aufhoren.“* (WA 32, 18-26)

Mit den „drei Stück, so zu einem guten Prediger gehören“ griff Luther wohl ein geläufiges Sprichwort aus dem Volksmund auf: „Auftreten, Mund aufmachen und Aufhören können“ – das mache einen guten Prediger aus. Das gehörte ja zu Luthers Kunst, dem Volk aufs Maul zu schauen, wo es in seinen Sprichworten und Redewendungen mit der Sprache lebt. Wenn es etwas von Luther für das Predigen heute zu lernen gibt, dann ist es zuerst dieses Achten auf lebendige Sprache und dieser kunstvolle Umgang mit geprägter Sprache, wie sie sich in alltäglichen Redewendungen und geläufigen Sprichworten ausspricht: In Luthers Sendbrief zum Dolmetschen heißt es:

„...man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, die gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redet“ (MA 6, 9). Viele von Luthers Sätzen wurden später kurz und prägnant zusammengefasst. Das führte im Blick auf den Anfang von Luthers Bergpredigtauslegung zu dem Sprichwort: „Tritt frisch auf, mach's Maul auf, hör bald auf!“

Ich will diesen Ratschlag für einen Prediger erst einmal ganz wörtlich und sinnenfällig im Sinne einer praktischen Kunstregel für das Predigen auslegen:

1. „Tritt frisch auf“ – d.h. tritt mit beiden Beinen auf die Kanzel, fleze dich nicht hin, steh auch nicht auf einem Bein herum, lehn dich nicht an, sondern tritt fest mit beiden Beinen auf den Boden der Kanzel, denn eben dadurch wird deine Rede ruhig, fest und klar, weil du dorthin öffentlich trittst, wo alle dich sehen und hören können.
2. „Mach's Maul auf“ – Wörtlich sagt Luther in seiner Predigt: „Das gehört auch zu einem guten Prediger, dass er nicht das Maul zuhalte...nicht schweige noch

mummele“. Hier geht es um die Artikulation der Rede, um Lautstärke, um Deutlichkeit und Hörbarkeit der Worte. „Mummeln“ nennt Luther lautmalerisch ein Sprechen, bei dem einer die Lippen und die Zähne nicht auseinanderkriegt oder die Hälfte des Wortes verschluckt, einen Satz nicht bis zu Ende spricht, tonlos vor sich hin mummelt oder zu schnell redet.

Glauben Sie bitte nicht, dass ein Lautsprecher Ihnen alle Stimm- und Sprechprobleme abnimmt! Im Gegenteil! Er vervielfacht sie in Wahrheit und macht sie nur hörbarer.

Wie Luther beim Reden wirkte, wissen wir von einem Studenten, der fünf Jahre lang (1518-1523) bei ihm studierte und dann in seine Bibel die Eindrücke von Luthers Rede notierte: „Es war ein Mann mittlerer Größe, mit einer Stimme, die Schärfe und Weichheit vereinte; weich war sie im Klang, scharf in der Aussprache der Silben, Worte und Absätze. Er sprach weder mit zu hastigem noch zu langsamen Atem, sondern in mittlerer Geschwindigkeit, ohne Stocken und sehr deutlich.“ (H.Boehmer, Der junge Luther, 1939, 366f.).

3. „Hör bald auf“ – das klingt banal und ist es doch ganz und gar nicht, schon gar nicht in Zeiten, wo es üblich war, mindestens eine Stunde lang zu predigen. Auch Luther konnte lange Predigten halten, wenn es darauf ankam, die reformatorische Lehre klar und ausführlich darzulegen. Und doch wusste er, dass das wahre Zeitmaß der Predigt nicht die Uhr, sondern die Spannung ist und d.h., ob kurzweilig oder langatmig

gepredigt wird. Wer konnte nicht Predigten, bei denen man schon nach fünf Minuten zu gähnen beginnt. Es gibt freilich auch Predigten, die so kurzweilig sind, dass es einem nach 30 oder gar 40 Minuten ist, als wären gerade 5 Minuten vorbei.

Am 13.6.1529 beginnt Luther seine Predigt mit den Worten: „*Dies ist ein Evangelium, das nicht sonderlich dient für das gemeine Volk, weil es ein wenig zu hoch ist und geht wenig zu Herzen. Darum wollen wir's mit kurzen Worten handeln, auch wegen der Widrigkeit der Luft.*“

Zwei Jahre später, im Gottesdienst am 9.7.1531, verfährt Luther ähnlich:

„*Dieses Evangelium (Luk 5,1-11) hört ihr jedes Jahr und ist ein leichtes Evangelium. Darum wollen wirs wegen der Hitze nur kurz austreichen.*“ (H. Werdermann, Luthers Wittenberger Gemeinde, 1929, 178) Das sind gute Gründe, mit der Predigt bald aufzuhören: Die stickige Luft und das heiße Wetter, aber auch die Sperrigkeit oder Bekanntheit des Predigttextes.

Das Amt gebrauchen, um die Ewigkeit als Begrenzung der Zeit zu predigen

In seiner Wochenpredigt über Matthäus 5 entfaltet Luther so etwas wie eine kleine reformatorische Predigtlehre, die mir für unser Predigen heute bedeutsam erscheint. Deshalb soll auf Luthers Auslegung von Matthäus 5,1 etwas ausführlicher und inhaltlicher gehört werden:

„*Auftreten ist, dass er sich stelle als ein meister odder prediger der es kann und thun sol, als dazu berufen und nicht von*

ihm selbst komet, sondern dem es gebüret aus pflicht und gehorsam, das er sagen müge: ich kome nicht getrotzt aus eigenem furnehmen und gutduncken, sondern muss es tun von ampts wegen.“(WA 32, 26-30).

„Tritt frisch auf“

„Tritt frisch auf“ – das heißt also: Tritt entschieden in das Amt ein, zu dem du als Prediger oder Predigerin berufen bist.

Selbst ernannte Prediger traten alsbald mit ihren Eingebungen des Geistes auf und schlichen in den evangelischen Gemeinden umher, sammelten sich ihre Anhängerschar und wiegelten sie gegen die Obrigkeit und gegen die Lehre Luthers auf. „Rottenbuben und Schwärmer“ nannte Luther diese Aufrührer, aber auch „Winkelschleicher“, die mit ihrer Lehre erst ein Haus, dann eine Stadt und schließlich ein ganzes Land vergiften. Was ihnen fehlt, ist die öffentliche Berufung zum Amt und d.h. die klare, gewiss machende Lehre des Evangeliums. *„Beide, Prediger und Zuhörer sollen des gewiss sein, dass es recht gelehret und das Amt befohlen sei...*

So tu du auch; wenn du im Amt bist und Befehl hast zu predigen: Tritt frei öffentlich hervor und scheue niemand“ (32, 303, 20-23).

Was Luther konkret vor Augen stand, waren einerseits die von Thomas Müntzer aufgewiegelten Bauern und andererseits die sich radikalierenden Wiedertäufer in Münster. In beiden Fällen waren es selbst ernannte Prediger, die die

Menschen mit ihren Ansichten verwirren und ein Volk zerteilen, statt es um das Evangelium zu versammeln, das frei und öffentlich von berufenen Predigern für alle Menschen gepredigt wird. *„Kurz es heisset, das Evangelium odder predigtamt soll nicht im winkel, sondern hoch empor auffm berg und frey öffentlich am liecht sich lassen hören“ (304,1-3).*

Für eine Predigerin oder einen Prediger heißt das, sich in den Talar wie einen Schutzmantel einkleiden zu lassen. Für einen Prädikanten oder eine Prädikantin könnte das heute heißen, sich vor dem Gottesdienst vom Mesner oder der Mesnerin eine Mantelalbe umlegen zu lassen, um der Gemeinde mit Hilfe einer Amtstracht anzuzeigen: Hier kommt ein berufener Prediger, hier kommt eine öffentlich ordinierte Prädikantin, die gelobt haben, nicht sich selbst und ihre eigene Meinung zu verbreiten, sondern Jesus Christus als ihren und unser aller Herrn der Gemeinde zu predigen. Natürlich geht das auch ohne Mantelalbe, macht es aber sehr viel schwieriger für die Gemeinde, Person und Amt zu unterscheiden.

„Verwohnzimmerung“ der Kirche

Ich will noch eine weitere Gefahr für den Zustand mancher evangelischen Gemeinden heute zu beschreiben versuchen. Es sind Gemeinden, die dabei sind, sich auf die kleineren Zahlen ihrer aktiven Mitglieder einzustellen und dann, meist ohne es selbst zu merken, einer „Verwohnzimmerung der Kirche“ verfallen.

Damit meine ich nicht etwa die Einrichtung von Hauskreisen, deren es in einer Gemeinde gar nicht genug geben kann und soll, damit sich Menschen in der Nachbarschaft oder im Interessenkreis oder im Kreis von Glaubensgenossen zum gemeinsamen Lesen der Bibel, zur Diskussion eines Themas oder zur Lektüre eines Buches und vor allem zur gemeinsamen Gebetsgemeinschaft treffen.

Ich meine vielmehr eine Gemeinde, zu deren Gottesdienst öffentlich durch das Geläut der Glocken gerufen wird, sei es am Sonntagvormittag, sei es unter der Woche. In dieser öffentlichen Gemeinde hat sich eine Atmosphäre von Gleichgesinntheit und Gleichgestimmtheit etabliert, die es einem Außenstehenden schwer macht, noch dazwischen zu kommen. Die Gleichgesinnten und Gleichgestimmten merken das selbst gar nicht. Sie meinen es doch so gut, wenn sie sich miteinander treffen, um die gute Nachricht von der Liebe Gottes in Jesus zu hören, miteinander zu singen und zu beten, vielleicht auch noch ein Liebesmahl zu feiern und auf jeden Fall beim anschließenden Ständerling eine Tasse Kaffee oder ein Viertele zu trinken. Da breitet sich eine gemütliche Atmosphäre in der Kirche aus. Alle verstehen sich gut. Die starre Sitzordnung der Bänke ist aufgegeben. Man sitzt im Kreis, ist gut gelaunt und erwartet vom Prädikanten oder der Pfarrerin, dass sie nicht mehr auf die hohe Kanzel gehen, sondern in der gemütlichen Runde bleiben, den Talar oder die Mantelalbe möglichst nicht mehr anziehen und so als Gleiche unter Gleichen den Gottesdienst mit Singen, Beten, Lesen und



Predigen gestalten. Natürlich spielt auch beim Lesen der Bibel Luthers Übersetzung keine Rolle mehr, sondern eine möglichst verständliche, moderne wie etwa die Einheitsübersetzung oder die Bibel in gerechter Sprache. Kurz, Kirche ist hier ein gemütliches Wohnzimmer geworden, in dem sich Gleichgesinnte und Gleichgestimmte treffen, um Gottesdienst zum Auftanken ihrer Seele zu feiern und die Predigt als Zuspruch des Evangeliums zu hören.

Was soll es gegen dieses heute gar nicht so seltene Modell von Kirche im Zeichen einer Milieuorientierung des Evangeliums für Widerspruch geben? Es ist doch alles so rund, so klar, so stimmig, so kuschelig und so schön, dass jeglicher Widerspruch abzuprallen scheint. Wenn es Widerspruch gibt, so kommt er von denen, die vielleicht nur kurz einmal in diese Gemeinde der Gleichgesinnten und Gleichgestimmten hineinschauen, einen oder zwei Gottesdienste mitfeiern und dann wieder verschwinden. Zwar wurden sie freundlich in der Kirche begrüßt und noch freundlicher verabschiedet, aber sie merken schnell, dass sie die herrschende Gesinnung mitsamt der guten Stimmung nicht teilen. Dafür hat es in ihrem Leben viel zu sehr eingeschlagen. Sie sind viel zu zerrissen und verschlissenes, um so viel gut gemeinten Moralismus samt Aktivismus mitmachen zu können. Ihr Lebensweg hat ganz andere Ecken und Kanten, um die Rede vom „lieben Gott“ zu schlucken. Nein, sie gehen lieber ihre abseitigen Wege, halten sich bedeckt und sind lieber „religionslos glücklich“. Ist das nicht die schweigende Mehrheit heute, deren Widerspruch unhörbar und abgründig ist, widerspenstig und abweisend gegenüber der Frage: „Wie kriegen wir sie wieder?“

„Mach's Maul auf!“

Wenn Luther dem Prädikanten oder der Predigerin rät: „*Mach's Maul auf!*“, so ist sein Widerspruch gegen die „*Verwohnenzimmerung der Kirche*“ noch einmal grundsätzlicher: „*Das gehört zu einem Prediger, dass er nicht das Maul zuhalte*

und nicht allein öffentlich das Amt führe, so dass jedermann schweigen müsse und ihn auftreten lasse als den, der göttlich Recht und Befehl hat, sondern auch das Maul frisch und getrost auf tue, das ist die Wahrheit und was ihm befohlen ist zu predigen, nicht schweige noch mummele, sondern ohne Scheu und unerschrocken bekenne und dürr heraus sage, niemand angesehen und geschont, es treffe wen oder was es wolle. Denn das hindert einen Prediger gar sehr, wenn er sich will umsehen und sich damit bekümmern, was an gern hört oder nicht oder was ihm Ungunst, schaden oder Gefahr bringen möchte, sondern wie er hoch auf dem Berg steht an einem öffentlichen Ort und frei um sich sieht, so soll er auch frei reden und niemand scheuen, ob er gleich mancherlei Leute und Köpfe sieht, und kein blatt vors Maul nehmen, weder gnädige noch zornige Herr und Jungherrn, weder Geld, Reichtum, Ehre, Gewalt noch Schande, Armut, Schaden ansehen und nicht weiter denken, denn dass er rede, was sein Amt fordert, darum er da stehet.“(WA 32, 304, 5-20).

Luthers Widerspruch setzt bei dem Prediger oder der Prädikantin ein, die der Gemeinde das verschweigen, was ihres Amtes ist. Sie nehmen ein Blatt vor den Mund und machen das Maul nicht auf, um frei und öffentlich zu sagen, wozu sie berufen sind. Stattdessen schauen sie lieber links nach der Schar der Gleichgesinnten und Gleichgestimmten und passen sich kuschelig der herrschenden Meinung an. Oder sie schauen rechts auf die schweigende Mehrheit und zergrübeln ihren Kopf, wie man sie irgendwie mit einem happening, einem

Plakat oder einem Projekt kriegen könnten. Oder sie beharren stur oder resigniert auf ihrem Amt und denken: Da kann man nichts machen; also mache ich nur noch Dienst nach Vorschrift. Punkt. Aus.

Und Luther? Er geht gegen jede Art von angepasstem Prediger oder Prädikantin an, am meisten wohl gegen den resignierten Amtsinhaber, der stur darauf beharrt: Ich habe das Amt, und das Amt bin ich. Mir kann keiner! Dagegen rät Luther, weder das Amt zu haben, schon gar nicht das Amt zu sein, sondern das Predigtamt frisch und getrost zu gebrauchen, nämlich so: *„Christus hat das Predigtamt nicht dazu gestiftet und eingesetzt, daß es diene Geld, Gut, Gunst, Ehre, Freundschaft zu erwerben oder sein Vorteil damit zu suchen, sondern daß man die Wahrheit frei öffentlich an den Tag stelle, das Böse strafe und sage, was zu Seel Nutz und Heil und Seligkeit gehört... Es will lehren, wie wir sollen kommen zu jenem Leben; es heißt dich dieses Leben zu gebrauchen und den Bauch hier nähren, so lange das Leben währt, doch dass du weißt, wo du bleiben und leben sollst, wenn solches alles aufhören muss. Wenn nun solches angeht, das man predigen soll von einem andern Leben, danach wir sollen trachten und um des willen wir des nicht sollen achten, als wollten wir ewig hier bleiben, so geht denn hader und streit, das die Welt nicht leiden will. Wo denn da einem Prediger der Bauch und zeitlich Leben lieber ist, der taugt nichts. Steht wohl und wäscht auf der Kanzel, aber er predigt nicht die Wahrheit, tut das Maul nimmer*

nicht auf; wo es will übel gehen, da hält er inne und beißt den Fuchs nicht.“ (WA 32, 21-39)

Predigt der Ewigkeit in die Zeit hinein

Das Predigtamt frisch und getrost zu gebrauchen, heißt für Luther, dass das ewige Leben gepredigt wird, keineswegs zum Zweck einer Flucht ins Jenseits, sondern als Widerspruch gegen alle Erwartungen und Einbildungen von Menschen, dieses Leben könne ewig so bleiben und weiter gehen, wie es ist, „als wollten wir ewig hier bleiben“. Da also, wo das Reich Gottes als das Letzte gepredigt wird, verwandelt sich scheinbar Letztes zu Vorletztem und kehrt in seine Grenzen ein. Luther ist mit seiner Konzentration des Predigtamtes auf die Predigt des ewigen Lebens mitten in der Bergpredigt Jesu: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen“ (Mt 6,33). Das hört sich so friedlich an, löst aber, wo es in der rechten Stoßrichtung gepredigt wird, sofort Streit mit allen denen aus, die faktisch so leben, als gehe ihr Leben ewig so weiter, während die Ewigkeit Gottes an deiner Tür schon pocht. Dieses Pochen hörbar zu machen und mit der Gemeinde jenes gewaltige Lied Johann Rists durchzubuchstabieren „O Ewigkeit, du Donnerwort, o Schwert, das durch die Seele bohrt, o Anfang sonder Ende“ (EG 324), das heißt in Luthers Sinn, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern das Maul aufzumachen, um die Dimension der Ewigkeit in der Zeit der Gemeinde mit der Predigt aufzuschließen. Da verwandelt sich die Kirche aus einem

gemütlichen Wohnzimmer in einen Saal der Ewigkeit. In diesem Saal ist dir egal, ob du allein oder zu dritt oder zu hundert oder zu tausend bist, denn du weißt: Jetzt bin ich dran, unvertretbar ich selbst, und ich kann mich weder in eine Schar von Gleichgestimmten und Gleichgesinnten flüchten noch in einer schweigenden Mehrheit verstecken. Ich muss vielmehr vor Gott selbst treten. Jetzt bekommen die großen Worte der Liturgie plötzlich einen Sinn: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Dieser Raum fängt plötzlich an zu klingen, wenn die Bibel in Luthers weiträumiger Übersetzung mit ihrer musikalischen Sprache verlesen wird: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir“. Das Wort der Vergebung wird mir hier zum Labsal: „Deine Sünden sind dir vergeben“, zumal dann, wenn es so sinnlich verkündigt wird, wie Luther das Wort auf der Kanzel gern haben möchte: „Du musst die Zitzen des Evangeliums herausziehen und das Volk mit Milch tränken.“

„Hör bald auf!“

„Das sei genug für heute; ein andermal wollen wir mehr davon hören“, so beschließt Luther seine Predigt oft. Dem Reformator liegt viel daran, dass eine Predigt nicht langatmig ist, sondern kurzweilig. Was Luthers Predigten so kurzweilig macht, ist vor allem die Farbigkeit seiner Sprache, aber auch, dass er meist mit dem ersten Satz im Text selbst und bei der Sache ist, ohne große Umschweife und langatmige Einführungen. Wenn es der Text zulässt, greift Lu-

ther auf Sprichwörter zurück, auf Bilder, auf biblische Beispiele, kurz auf alles, was in irgendeiner Weise dazu dienen kann, damit „Christum getrieben“ werde. Diese alte Wendung „Christum treiben“ ist dem Handwerk des Silberschmieds abgeschaut, der sein stumpfes Silber von einer Mitte nach allen Rändern hin treibt, bis es immer heller zu leuchten beginnt. So treibt Luther einen Text von Jesus Christus als der Mitte her nach allen Seiten bis in alle Einzelheiten hinein, bis ihn auch durch diesen Text das Gesicht des Gekreuzigten anschaut. So kommt er dann zu der Forderung an sich selbst und an jeden Prediger und Predigerin: Nur Christus soll gepredigt werden, und der als der Gekreuzigte.

Luther im Predigtstreik

Nun hören sich meine Ausführungen über Luther als Prediger bisher vielleicht so an, als hätten wir es hier mit dem erfolgreichsten aller Prediger zu tun, der die Massen nur so in Begeisterung zu setzen vermochte, sozusagen ein Vorläufer von Billy Graham im 16. Jahrhundert.

Indessen hat Luther auch über die Folgelosigkeit seiner Predigt geseufzt, sowohl über die träge Wittenberger Gemeinde, wie auch über sich selbst als Prediger. „*Predigt man ehrbares Leben, so bauen die Leute eine Leiter zum Himmel daraus. Predigt man es nicht, so entsteht ein wildes, rohes Wesen*“ (WA 17, I, 313, 32). Oder: „*Predigt man den Leuten die Rechtfertigung allein aus Gnaden, dann schnarchen sie; erzählt man ihnen*

aber Beispiele und Geschichten, dann spitzen sie die Ohren“. Einmal trat Luther sogar für einige Wochen (im Winter 1530) in den Predigtstreik, weil er über den Geiz der Wittenberger schier verzweifelte, vor allem über den Geiz der reichen Bauern, die die Getreidepreise in kargen Zeiten nach oben trieben. Dass er als Prediger gegen diesen Geiz so wenig ankam, brachte Luther schier zur Verzweiflung, bis er zum Osterfest 1530 doch wieder die Kanzel bestieg.

Verkündigung des Evangeliums und Urteilsverkündung

Soll ich nun abschließend mit eigenen Worten sagen, was der Predigt in Luthers Sinn eine so große Verheißung gibt, möchte ich einen Vergleich mit der Verkündigung eines Urteilspruchs bei Gericht wählen. Auch für solche Verkündung zieht der Richter in der Regel einen Talar an, um deutlich zu machen, dass er nicht in eigenem Namen, sondern in fremdem Namen, nämlich im Namen des Volkes spricht. Er sagt sogar: „Im Namen des Volkes ergeht folgendes Urteil ...“. Diesen Vorgang nennt man eine Urteilsverkündung. Das will sagen, dass es hier nicht bloß um irgendein Gerede geht, sondern um ein Handeln in höchster Potenz. Das wird manchmal sogar in drastischer Weise deutlich, wenn nach einem Freispruch einem Häftling die Handschellen geöffnet werden, so dass er als Freigelassener den Raum verlassen kann. Bei anderen kann es wieder umgekehrt sein, dass ihnen nach ihrer Verurteilung nun erst recht die Handschellen angelegt werden, so dass sie Gebundene sind. Mit diesem Vergleich

will ich deutlich machen, dass es Worte gibt, die zugleich Taten sind.

Geht es nicht auch in der Verkündigung von Gottes Wort um ein Handeln, nämlich um ein Binden und Lösen? Es geht um ein Freisprechen derjenigen, denen durch den Zuspruch der Vergebung die Fesseln aufgehen, die sie sich abgründig mit ihren Selbstvorwürfen angelegt haben. Doch nun hören sie: „Um Christi willen ist dir vergeben!“ Da gehen sie wie Befreite in ihren Alltag zurück.

Andererseits darf die Erfahrung nicht verschwiegen werden, dass es auch Worte des Evangeliums gibt, die einen Menschen binden. Das „Bündig-Bindende“ hat Thomas Mann einmal das Gesetz des Mose genannt. Ein durch die Predigt von Gesetz und Evangelium „bündig Gebundener“ mag als ein „Bruder Luftikus“ ahnungslos in den Gottesdienst gekommen sein, so kehrt er in sein alltägliches Leben nachdenklich wieder zurück, weil er die ihm zugesprochene Vergebung seiner Schuld noch nicht annehmen kann.

Beides, das Binden und das Lösen, kann einem Menschen durch die Predigt im Gottesdienst widerfahren, wenn ein Prediger frisch aufgetreten und in sein Amt eingetreten ist, sein Maul mit dem Evangelium aufgemacht hat und selbst wieder aufhören kann, weil er die Wirkung seiner Predigt einem anderen überlässt.

*Vortrag beim Prädikantentag der
Württembergischen Kirche am
23. Oktober 2016*

Wilhelm Birkenmaier

Von der Sehnsucht eines Prädikanten nach dem *magnus consensus*“



Auf die Gefahr hin, genervtes Stirnrunzeln oder verständnisloses Achselzucken hervorzurufen, bekenne ich mich zu meiner Sehnsucht nach dem *magnus consensus* in unserer Kirche. Damit gebe ich zu, dass ich Wesentliches immer wieder vermisse. Meinen Prädikantendienst sehe ich nicht als Privatangelegenheit, ich möchte ihn aus Überzeugung als von der Kirche Beauftragter ausüben. Daher gilt es nun, in gedrängter Form mein Verständnis des *magnus consensus* inhaltlich zu benennen und meine Sehnsucht danach zu begründen.

Geprägt wurde der Begriff des *magnus consensus* durch CA I in dessen lateinischer Fassung, der in deutscher Sprache so wiedergegeben wird, was „zuerst einträchtig (bei uns) gelehrt und festgehalten wird.“¹ Es geht also um Grundsätzliches. Weil in strittigen Debatten in verschiedenen Landeskirchen immer wieder gefordert wurde, den *magnus consensus* um der Einheit willen zur Geltung zu bringen, veranlasste die Bischofskonferenz der VELKD die Erarbeitung einer **Stellungnahme über den theologischen Sinn und die Kriterien der Feststellung eines *magnus consensus*.**² Darin wird festgehalten, dass der *magnus consensus* zum Gegenstand hat, was die Kirche konstituiert und ihrem Verfügen entzogen ist. Eine wie

immer zustande gekommene Mehrheitsmeinung kann nicht mit dem *magnus consensus* gleichgesetzt werden und Widersprüchliches zu Schrift und Bekenntnis kann keinen Anspruch auf Gültigkeit erheben. Festgehalten wird weiter, dass der Glaube an das Evangelium von Jesus Christus die Kirche konstituiert. Bei der Auslegung und in der Verkündigung des Evangeliums bekommt die hermeneutische Frage große Bedeutung. In diesem Zusammenhang wird an das reformatorische Prinzip der Selbstausslegung der Schrift erinnert. Die Stellungnahme kommt insgesamt zum Schluss, dass der *magnus consensus* als Wirkung des Heiligen Geistes uns unverfügbar ist und nicht auf methodischem Weg zu einer Mehrheitsentscheidung herbeigeführt werden kann. Daher wird zu einem sparsamen Gebrauch dieses Begriffes geraten.

So sehr ich vielem in dieser Stellungnahme überzeugt zustimmen kann, so sehr lässt sie mich auch ratlos zurück und meine Sehnsucht ungestillt. Kann man denn nicht wissen, was der Heilige Geist wirkt? Er leitet doch in alle Wahrheit (Joh 16,13). Klargestellt wird, dass es beim *magnus consensus* um die Wahrheit geht, auf die jeder Einzelne und alle Christen sich im Leben und Sterben gründen können. Wenn nun die

Ortsgemeinde nach 1.Tim 3,15 das Haus des lebendigen Gottes ist, wo er mit seinem Geist so wirkt, dass man dort auf den Stützpfiler und das tragende Fundament der rettenden Wahrheit trifft, dann muss sich das in jedem Gottesdienst ereignen. Auch dann, wenn ich Prädikant als Gastprediger vertretungsweise in eine Gemeinde meines Kirchenbezirks komme. Dann sollen die Gemeindeglieder nicht meine Authentizität bestaunen, sondern den Zuspruch des Evangeliums hören, durch den der Heilige Geist wann und wo Gott es will, zum rettenden Glauben beruft und mit seinen Gaben Verstand und Herz so erleuchtet, dass im Glauben gestärkte Christen auch den Anspruch des Evangeliums auf ihr ganzes Leben verstehen und danach leben³. Meine Sehnsucht nach dem magnus consensus entsteht immer wieder neu daran, dem menschen unmöglichen Wirken des Geistes zu dienen. Damit hat mich die Landeskirche beauftragt, deshalb muss ich nach der Wahrheit fragen, die in meiner Kirche gilt.

Als gar nicht hilfreich empfinde ich es, wenn vielstimmig das Hohelied der bunten Vielfalt gesungen wird und so den angeblichen Reichtum der Kirche rühmt. Mir erscheint das oft als Armutszeugnis, mit dem man kaschiert, dass es um die Behauptung eigener Positionen geht. Mich entmutigt das oft (immer öfter). Aber nicht die Klage soll im Vordergrund stehen, sondern das mich Tragende. Denn es gibt die Personen, die mir die Wahrheit des Evangeliums zeigen, und von denen ich das Verstehen des Evangeliums lerne. Stellvertretend für viele möchte ich Prof. Dr. Otfried Hofius in

Tübingen nennen, auch deshalb, weil diejenigen, die ihn kennen, in der folgenden Beschreibung meines magnus consensus-Verständnisses seine Einsichten wiedererkennen. Seine wissenschaftlich fundierten Begründungen kann ich nur empfehlen.

Weil beim magnus consensus **die hermeneutische Frage** eine so gewichtige Rolle spielt, sei dies zuerst bedacht. Wie ist die Schrift, besonders das Neue Testament zu verstehen? Wir bekennen uns zum apostolischen Grund der Kirche. Was wir über Jesus Christus als Urheber unseres Heils wissen, verdanken wir ausschließlich dem Christuszeugnis der vom Auferstandenen selbst berufenen und autorisierten Apostel. Ihnen hat der Auferstandene selbst das Geheimnis seiner Person und seines Werkes erschlossen⁴. Die Synoptiker lassen keinen Zweifel daran, dass den Jüngern, die den irdischen Jesus begleiteten, ohne die Selbstoffenbarung Jesu die Heilstat Gottes in seinem Sohn, wie sie sich geschichtlich im Leben, Sterben am Kreuz und in der Auferstehung ereignet hat, völlig verschlossen geblieben wäre. Denselben Sachverhalt spricht das Johannesevangelium so an, dass kein Mensch das Heil Gottes ergreifen kann, es sei denn, jemand werde durch Gott auf dem Weg des Wunders der Neugeburt dazu gebracht (Joh 3,3; 6,44; u.a.).

Wenngleich der rettende Glaube nicht in die menschliche Machbarkeit gelegt und daher unverfügbar ist und bleibt, so ist der Weg dahin doch kein irrationales Zufallsmysterium. So unanschaulich der Heilige Geist auch ist, so klar ist doch,

wo und wie er wirkt. Die **Heilstat** Gottes in Jesus Christus findet ihren Niederschlag im Leben eines Menschen durch das **Heilswort**, im Evangelium von Jesus Christus, wobei Gott selbst Subjekt und Herr dieses Wortes bleibt, auch wenn es durch menschlichen Mund von Verkündigern hörbar wird. So ist und bleibt es Gottes eigenes Wort, das wirkt, was es sagt, das Neues schafft, was zuvor und ohne dieses Wort nicht war⁹. Darum ist allen Verkündigern die enge Bindung an das apostolische Christuszeugnis aufgetragen. Deshalb müssen sie allen Fleiß darauf verwenden, sich an nichts anderes als an die äußere Klarheit des Wortes Gottes zu halten. Dies geschieht durch sorgfältige exegetische Arbeit, wobei profunde Kenntnis der biblischen Sprachen wertvolle Hilfe ist. Wenn Theologen den Prädikanten dabei Hilfestellung geben, leisten sie einen unverzichtbaren Beitrag zum Prädikantendienst.

Ein solches Schriftverständnis verbietet es, im Christuszeugnis der Schrift nur **Meinungen und Deutungen** antiker Menschen auf der Basis ihrer Zeit zu sehen, die im Interesse des Verständnisses in unserer Zeit als fortzuschreibende Anregungen und Vorbilder anzusehen wären. Gottes Tat, die unser Heil schafft, kann und darf gar nicht neu gedeutet werden, sie ist so zu bezeugen, wie sie geschehen ist. Sonst macht man aus dem wirksamen Wort als Zuspruch eine nur mehr oder weniger zutreffende Information. Mit „fake news“ beruft und erleuchtet der Heilige Geist gewiss nicht! Umdeutung geschieht beispielsweise, wenn psychologisierend aus

personalen Christusaussagen Prinzipien werden, wenn aus dem ER des Textes ein ES wird, das sich nach heutigen Maßstäben formen lässt. Genauso schädlich ist es, historisierend Fragen in den Text einzutragen, die dieser weder stellt noch beantwortet, um so Nachvollziehbarkeit durch phantasievolle Eintragungen zu erreichen. Bekenntnis, Dogmatik und Katechismus sind daher unverzichtbare Prüfsteine für die eigenen Auslegungsergebnisse.

Der *magnus consensus* als der die Kirche konstituierende Wahrheit, verlangt, der **hohen Christologie** des NT verpflichtet zu sein. Es gilt, den Blick zu schulen für die vielfältigen sprachlichen Formen, mit denen in der Sache übereinstimmend das NT ausdrückt, dass Jesus von Nazareth ganz auf die Seite Gottes gehört, eines Wesens mit dem Vater, der nicht aufhörte, wahrer Gott zu sein, als er als wahrer Mensch über die Erde ging. Es darf nicht übersehen werden, dass das NT von Jesus Christus so redet, wie das AT nur von Gott redet. Alle Themen, die mit der Präexistenz und Inkarnation angesprochen werden, gehören nicht, da heutigen Menschen nicht mehr vermittelbar, ins Museum der Kirchengeschichte. Die neutestamentlichen Zeugen verdienen unseren höchsten Respekt vor ihrer theologischen Leistung, wie sie die Einzigartigkeit Jesu als Gottes- und Menschensohn mit Hilfe des AT und zeitgenössischer Begriffe zur Sprache bringen und dabei gerade das Unvergleichliche der Person und des Werkes Jesu Christi herausarbeiten. An den Christushymnen des NT kann man erkennen, dass die hohe Christologie schon



in der Frühzeit der Kirche zum Kern des Evangeliums gehörte⁶. Wenn Paulus im Philipperbrief im Zusammenhang mit einer ethischen Fragestellung einen überlieferten Christushymnus zitiert (Phil 2,2-11), ist das auch ein Hinweis, dass er anspricht, was die Gemeinde weiß und gelernt hat, was also anerkanntermaßen in der Welt der Christenheit, eben im Haus des lebendigen Gottes geglaubt wird (1 Tim 3,16) und unverzichtbar zur *fides quae*, zum geglaubten Glauben gehört. Wenn diese Christologie so umgedeutet wird, dass nur ein bloßer Mensch wie du und ich, zwar mit einer einzigartigen Gottesbeziehung und deshalb hochzuschätzendes Vorbild übrigbleibt, bringt man sich in die allergrößten soteriologischen Erklärungsnöte. Wie kann dann Jesus als antiker Mensch Urheber meines Heils und des Heils aller Menschen aller Zeiten sein? Soll der Gemeinde ein solcher aus diesen Verkürzungen und Umdeutungen resultierender Unsinn verzapft werden? Die wahre Gottheit scheint mir heute in

vielen Predigten unter-, das Menschsein überbelichtet zu sein. Das macht aus der Predigt einen gesetzlichen Appell. Dann noch zu Jesus Christus als unserem Herrn beten, ihn gar anbeten, wenn er nur ein besonderer Mensch war? Da bleibt ja nur noch die Flucht in Guter-Gott-Gebete mit aller theologischen Fragwürdigkeit.

In den Christushymnen kann man erkennen, dass das **Wort vom Kreuz**, wie es die Briefe lehrhaft und die Evangelien erzählend entfalten, unverzichtbarer Kernbestand des die Kirche konstituierenden Evangeliums ist. Da wird gezeigt (Phil 2,5-11), dass die Inkarnation schon im Anfang und nach dem offenbarten Gotteswillen ihr Ziel und ihren Höhepunkt im Kreuzestod Jesu und seiner Auferstehung zu unserem Heil hat. Das Kreuz ist keinesfalls ein bedauerliches Geschick, das Jesus von Nazareth widerfahren ist, weil er den Mächtigen und Einflussreichen seiner Zeit gewaltig in die Quere kam. Unzulässige Verkürzung ist es, wenn man im Kreuzestod Jesu nur ein Zeichen göttlicher Solidarisierung mit den Rechtlosen und Ohnmächtigen aller Zeiten sieht. Was soll das denen helfen? Das bleibt Beschwichtigungsrhetorik, ist kein wahrer Trost im Leben und im Sterben. Neu zu entdecken und für die Verkündigung fruchtbar zu machen ist auch das **sühnetheologische Verständnis des Kreuzestodes Jesu**⁷. Es entspricht nicht der Tiefe des neutestamentlichen Wortes vom Kreuz, wenn man Sünden nur als Taten versteht und im Kreuzesgeschehen nur eine Schuldübertragung auf Jesus sieht, der stellvertretend für uns

einen Straftod erleidet. Dabei wird verkannt, dass Sünde mehr ist als nur verwerfliche Taten. Sünde ist die Versklavung unserer ganzen Existenz unter ihre Macht. Was wir sind, können wir nicht abgeben und auf einen anderen übertragen. Dass Jesus stellvertretend als Opfer für unsere Sünden büßt, zeichnet das völlig falsche Bild eines Gottes, dessen Zorn gestillt werden soll. Im Kreuzesgeschehen handeln Vater und Sohn in völliger Einheit und Gottes Versöhnung durch Jesus Christus nimmt uns nicht nur die Strafe ab, so blieben wir ja immer noch in unserem Sein dieselben. Nein, in Jesus Christus verbindet und identifiziert sich der allmächtige Gott mit dem sündigen Geschöpf auf die allertiefste Weise und führt es durch das

Todesgericht hindurch in der Auferstehung Jesu zu einer neuen Existenz, in der die Sündenmacht aufgehoben und beseitigt ist. Das übersteigt unser menschliches Vorstellungsvermögen, so dass einleuchtet, dass der Glaube als die Art und Weise der Heilsteilhabe nie und nimmer selbstgewirkt sein kann, sondern durch Gottes Gnade als unverfügbares Gotteswunder entsteht und darum allein aus dem „extra nos“ kommt⁸. Seit bald 30 Jahren hat unsere Kirche im Kreuzesverständnis leider zu keinem Konsens gefunden, der als gemeinsames Wort der Synode den Gemeinden hätte übergeben werden können⁹. Dass es gerade in dieser heilsrelevanten Frage den *magnus consensus* nicht wirklich gibt, macht mir am meisten zu schaffen.

Von der höchst erstaunlichen Identifikation Christi mit den Glaubenden spricht in überraschendem Zusammenhang der Text des diesjährigen 8. Sonntags nach Trinitatis in 1.Kor 6, 12–20. Da mahnt Paulus, Hurerei zu fliehen. Er begründet es christologisch und rechtfertigungstheologisch so, dass, gemäß der Schrift, die sexuelle Gemeinschaft zwischen Mann und Frau leibliche Einheit konstituiert. So konstituiert das dem Herrn Anhängen, d.h. von ganzem Herzen und mit allen Kräften glauben, die Einheit im Geist mit ihm. Die Konsequenz: Gott wird auch uns auferwecken durch seine Kraft. Diese atemberaubenden Sätze leitet Paulus mit der Frage ein: Oder wisst ihr nicht? Das ist angewandter *magnus consensus*!



Hieraus folgt das Letzte, was ich hier anführen will. Es widerspricht dem *magnus consensus* zutiefst, wenn das **Rechtfertigungsevangelium** auf die Formel **verkürzt** wird: Gott nimmt dich an wie du bist. Damit wird das Gewicht der Sünde als unsere Existenz versklavende Macht verschwiegen. Da wird die Liebe Gottes, seine Gnade und Erbarmen, wie er sie in Jesus Christus offenbart hat und wie sie im Evangelium gegenwärtig sind, zum Billigpreis verramscht. Das verführt die Leute, das Vorfindliche und allgemein Übliche für gut zu empfinden, das auch Gott gut heißt und wenn wir es wollen, segnet. Ich sehne mich danach, dass durch den *magnus consensus* ein starkes Bollwerk gegen den Subjektivismus und Relativismus unserer Zeit entsteht. Sehen wir nicht, welche Uneinigkeit und Unfrieden sie anrichten?

Darf ein einfacher Prädikant solche Fragen stellen? Das müssen die Leser dieser Zeilen entscheiden. Meine Bitte: Schieben Sie die Sehnsucht nach dem *magnus consensus* nicht zur Seite. Fragen Sie selbst unablässig danach, wie der Herr der Kirche nach dem Zeugnis der Schrift seine Kirche zu erhalten versprochen hat und tragen Sie an ihrer Stelle dazu bei, dass alle, die sich nach dem *magnus consensus* als der die Kirche konstituierenden Wahrheit sehnen, nicht enttäuscht und mutlos werden. Das verstehe ich unter geistlicher Leitung, nach der unsere Landessynode nach den tiefen Zerwürfnissen der jüngsten Zeit gefragt hat.

- 1 Siehe EG S.1494, Artikel 1
- 2 Texte aus der VELKD Nr. 166, Febr. 2013
- 3 CA V, s. EG S. 1496 und Barmer Erklärung 2, s. EG S. 1507
- 4 Ausführlich in O. Hofius, Die Einzigartigkeit der Apostel Jesu Christi, WUNT 223, S. 189-202
- 5 Ausführlich in O. Hofius, Gott hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung, in Paulusstudien, WUNT 51, S.200-232 und ders. Paulus – Missionar und Theologe Paulusstudien II, WUNT 143
- 6 Wesentliche Einsichten dazu gewann ich durch O. Hofius, Die Christushymnen des NT, Vorlesung SS 2018, Tübingen
- 7 Ebd, Zum Verständnis des Sühnetodes Jesu. S.a. O. Hofius, Sühne IV NT, TRE Bd. XXXII S. 342-348
- 8 Ausführlich dargelegt in O. Hofius, Extra nos in Christo, pro nobis und in nobis in der Theologie des Paulus, in Lutherische Identität, Tagungsband Nr. 12 der Luther-Akademie 2013, S. 74-94
- 9 Ausgelöst wurde der Streit um das Verständnis des Kreuzestodes Jesu durch einen Vortrag von E. Moltmann-Wendel beim Pfarrertag 1995 in Esslingen. Siehe hierzu die Dokumentation einer Klausurtagung der 12. Landessynode 8.-10. Oktober: „Das Ärgernis des Kreuzes“ Hg. Amt für Information im Auftrag der Landessynode.

Michael Schneider

„Dem Volk auf's Maul schauen“ – Predigen heute



Bereits Luther schrieb in seinem Sendebrief vom Dolmetschen (1530): „Man muss die Mutter im Haus, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen.“

Wie lässt sich das Evangelium heute noch verkündigen? Wie lässt sich die Relevanz des Glaubens für das eigene Leben verdeutlichen? Diese Frage ist keine, die wir uns erst in Zeiten der Entsolidarisierung, Individualisierung und zunehmenden kirchlichen Desozialisierung stellen. Bereits im Mittelalter und davor hat man versucht theologischen Inhalt in die jeweilige Lebenswelt und den jeweiligen Kontext der Hörer sprechen zu lassen.

Einen subjektiven Blick möchte ich wagen, fünf Thesen aufstellen, die sich in meiner alltäglichen Praxis als Gemeindepfarrer als zielführend erwiesen haben.

1. Auf das Milieu kommt es an – raus aus der Komfortzone

Was hat der Bibeltext mit mir zu tun? Was hat er mit meiner Lebenswelt zu tun? Das sind die Fragen, auf die wir in unseren Predigten Antworten anbieten müssen. Wenn der Hörer während der Predigt innerlich sagt „das kenn ich“,

dann habe ich seine Aufmerksamkeit. Wenn er bemerkt, „das hat etwas mit mir zu tun“, mache ich es dem Heiligen Geist zumindest leichter.

Nun sind wir aber unterschiedliche Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen. Während der eine Predigthörer die Lehrpredigt bevorzugt, strukturiert in drei Punkten, angereichert mit einer Fülle historischer Hintergründe und garniert mit vielen Bibelzitatens, ist diese Form der Verkündigung für ein anderes Publikum u.U. der falsche Weg. Deshalb muss ich mich als Prediger zuerst fragen: Wen möchte ich ansprechen?

Diese Frage lässt sich heute kaum noch beantworten ohne die Ergebnisse der Sinus-Milieustudie wahrgenommen zu haben (www.sinus-institut.de). Bei der Studie werden demografische Eigenschaften wie etwa Bildung, Beruf und Einkommen mit der Alltagswelt, der unterschiedlichen Lebensauffassung und Lebensweise verbunden. Das Milieu ist sozusagen eine Gruppe Gleichgesinnter mit einer gemeinsamen Wertehaltung und Mentalität, ähnlichen Lebenszielen und ähnlichem sozialen Hintergrund, einem vergleichbaren „way of life.“ Die Studie charakterisiert zehn unterschiedliche Milieus.

Wen wollen wir mit der Predigt ansprechen, wem „auf's Maul schauen“? Wenn ich mich als Prediger auf die Lebenswelt

der Hörer beziehen möchte – auf welche? In der evangelischen Kirche sind folgende Milieus überproportional vertreten: die „Traditionellen“, die „bürgerliche Mitte“, die „Sozioökologischen“ und die „Konservativ-Etablierten“. Diese vier Milieus bilden die absolute Mehrheit. Das „prekäre Milieu“ ist zum Vergleich nur mit 1 % vertreten.¹ An Feiertagen und vor allem bei Kasualien sitzen allerdings Vertreter sämtlicher Milieus in den Kirchenbänken.

Daher meine erste These: Wenn wir die Botschaft Jesu in die Lebenswelt der Menschen hineinsprechen wollen, müssen wir diese Lebenswelt der unterschiedlichen Milieus kennenlernen und uns mit ihr auseinandersetzen. Und das bedeutet: Ich muss u.U. die eigene Komfortzone verlassen. Ich selbst gehöre ja auch zu einem bestimmten Milieu!

2. Auf theologische Floskeln verzichten

Theologische Floskeln und christliche Termini haben ihre Berechtigung im richtigen Setting, z.B. einer theologischen Vorlesung, weil damit etwas prägnant benannt wird, was sonst ausschweifender Erklärung bedürfte. Die Predigt ist jedoch dafür der falsche Kontext! Denn theologische Sprache ist grundsätzlich ohne Vorkenntnisse nur schwer zu verstehen. Machen Sie den Selbsttest: „Die Christusoffenbarung ist Offenbarung des Wesens und der Heilsabsicht des Schöpfers sowie der Heilszielstrebigkeit des geschaffenen Weltgeschehens. Sie begründet den Glauben als innergeschichtlich unüberholbar konkrete, umfassende und vollkommene Gewissheit über die *conditio humana* als in-

nerweltliches Leben, das aus und in dem heilszielstrebigem Wirken des Schöpfers existiert.“²

Wenn Sie beim Lesen nicht auf Anhieb verstanden haben, was Professor Herms in seinem Text über Offenbarung, *Conditio Humana* und Daseinsgewissheit



schreibt, dann wissen Sie, wie sich u.U. ein durchschnittlicher Gottesdienstbesucher fühlt, wenn der Prediger mit theologischen Floskeln und Bibelziten um sich wirft. Begriffe wie beispielsweise „Sünde“ oder „Gericht“ müssen dem Hörer erst angemessen vermittelt werden, weil er je nach Milieu kaum mehr über theologische Vorkenntnisse verfügt und die Worte vielleicht aus anderen, nicht zur biblischen Wortbedeutung passenden Zusammenhängen her kennt. *Daher die zweite These: In der Predigt soll keine Sprache benutzt werden, die viele theologische Vorkenntnisse voraussetzt!*

3. Verkündigung heute ist eigentlich unmöglich – Mut zum „move“

Gehen wir von einer durchschnittlichen sonntäglichen Gottesdienstgemeinde aus, sitzen dort ein paar Konfirmanden, viele ältere Menschen, mit Glück ein paar junge Familien. Ergänzt man die Erkenntnisse bezüglich der Milieus, wird es beinahe unmöglich das Evangelium lebensnah, nicht langweilig und verständlich zu vermitteln.

Ich orientiere mich an der dramaturgischen Homiletik³, einem Ansatz von Martin Nicol und Alexander Deeg. In diesem Ansatz werden „moves“ propagiert, d.h. kleine bewegte Einheiten, in denen eine Spannung, ein Gefühl zum Ausdruck gebracht wird – letztlich kurze Szenen, wie bei einem Film, die keiner langen Einleitung bedürfen und auch keiner anschließenden Erklärung. Wir sind heute geprägt von schnellen Schnitten in Filmen und kurzen Aufmerksamkeitsspannen. Ich denke, das muss man auch in der Predigt berücksichtigen. So hat m.E. die Predigt als 20-minütiger Vortrag ausgedient. Stattdessen wird eine Predigt durch moves abwechslungsreich: Erheiternde, erklärende und nachdenklich stimmende Passagen wechseln sich in einer Predigt ab, ein dramaturgischer Bogen wird gespannt, verschiedene Emotionen werden geweckt. Und durch inhaltlich und formell verschiedene moves lassen sich auch verschiedene Zielgruppen erreichen.

Jesus macht es selbst vor. Wenn er das Reich Gottes beschreibt, entwirft er ein beispielhaftes Bild, das der Lebenswelt der damaligen Menschen entstammt

und so allen vertraut ist, wie etwa das Säen auf dem Acker oder das Hüten von Schafen. Jesus selbst macht moves. Er hätte erklären können: Der, dessen Not dir vor die Füße fällt, dem sollst du helfen unabhängig von Religion, Stand oder Nationalität. Er wählt allerdings die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter, die viel eindrücklicher und mäeutisch die Frage nach der Nächstenliebe der Schriftgelehrten beantwortet.

Mit was kann ich theologische Zusammenhänge heute vergleichen? Finde ich eine Situation, die sich mit den Erfahrungen vieler der Anwesenden deckt und in die ich das Evangelium sprechen lassen kann?

Dabei laufe ich als Prediger stets Gefahr nur Themen und Beispiele auszuwählen, die mich und mein eigenes Milieu besonders ansprechen und nichts mit der Lebenswelt der Menschen zu tun haben, die vor mir sitzen. Die Kluft zwischen den Interessen von Konfirmanden, 70-jährigen Winzern und einem 40-jährigen Prediger ist nicht wegzudiskutieren.

Meine dritte These: In modernen Gleichnissen sprechen.

4. Von außen nach innen

Die „äußeren“ Themen, die Menschen beschäftigen (z.B. Snapchat, Fußball, aktuelle Serien, die Trennung im Königshaus, Figurprobleme, Frühstücksrituale, Gartenarbeit), können als Türöffner dienen, um zu den „inneren“ Themen vorzudringen, die unabhängig von Milieu, Rang und Stand keine Grenzen kennen: z.B. die Nervosität vor der OP, die anstehende Liebeskummer, die Angst den

Job zu verlieren, die Freude über die Geburt eines Kindes oder die Einsamkeit ohne Partner oder nach dem Tod des Partners.

Warum nicht über den neuen Marvel's Avengers Film predigen oder ein aktuelles Buch oder mit einem Zaubertrick einsteigen? Warum die Gemeinde nicht einmal interaktiv beteiligen, z.B. durch eine Schätzfrage? Die Gemeinde will überrascht werden. Provokant könnte man formulieren: Eine Predigt darf alles sein, nur nicht langweilig. Sie wird nicht vorgelesen, sie wird präsentiert.
Meine These: Versuchen über das, was die Lebenswelt äußerlich ausmacht, zu den inneren Lebensthemen zu kommen.

5. Mehr Evangelium, weniger Ethik

Wenngleich man nicht selten die Meinung hört, beim Christentum gehe es darum Gutes zu tun, so erschöpft sich die christliche Botschaft nicht in Handlungsanweisungen. Zwar gibt Jesus auch Handlungsanweisungen, aber sie bilden m.E. nicht das Zentrum des Evangeliums, sondern die reformatorische Einsicht, dass wir uns die wichtigen Dinge im Leben nicht selbst geben können: Ich bin gerechtfertigt, nicht weil ich etwas tue, sondern weil ich etwas bin, nämlich geliebt von Gott!
Diese Botschaft kommt mir in unseren Gottesdiensten oft zu kurz. Diese Botschaft bereichert ein Leben unabhängig

von Milieu oder Lebensentwurf, sie kann tragen, Zuversicht geben, Hoffnung wecken und verändert schließlich meine Handlungsmuster. Aus dem Glauben wachsen dann die Werke, nicht andersherum.

„Und ein jeder hörte sie in ihren Sprachen von der großen Taten Gottes reden“, heißt es in der Apostelgeschichte. Das ist das erste und wichtigste, was die Jünger als Botschaft verkünden. Bevor wir uns als Christen sozialkritisch äußern, das Verhalten von Mitmenschen kritisieren oder etwas zur politischen Debatte beitragen, ist es unsere Aufgabe das Evangelium zu verkünden.
Meine letzte These: Weniger Handlungsanweisungen und Sozialkritik, sondern mehr Liebe Gottes.

Wenn wir es schaffen, in einer Predigt nicht über Trost zu reden, sondern zu trösten, wenn wir nicht über Hoffnung reden, sondern Hoffnung wecken, wenn wir nicht über Freude philosophieren, sondern Freude erlebbar machen – dann haben wir meiner Ansicht nach unser Ziel erreicht.
Dass es dazu den Heiligen Geist braucht, steht außer Frage. Aber es liegt an uns, zu versuchen, das Evangelium dem individuellen Hörer, der von uns sitzt, erlebbar zu machen.

- 1 Die Zahlen entstammen dem Bericht von Prof. Dr. Hempelmann zur Sinus-Studie Evangelisch Baden-Württemberg, gehalten am 13.03.2015 in der Landessynode Württemberg.
- 2 Eilert Herms, Leben in der Welt, in: Luther Handbuch, hg. von Albrecht Beutel, Mohr Siebeck, 2005, S. 423
- 3 Martin Nicol, Alexander Deeg, Im Wechselschritt zur Kanzel. Praxisbuch Dramaturgische Homiletik, Vandenhoeck & Ruprecht, zweite veränd. Auflage, 2013.

Dr. Peter Hausding

Ich bin gerne Prädikant



Angefangen hat es damit, dass unser Pfarrer plötzlich eine Vertretung brauchte. Damit der Gottesdienst nicht ausfiel, bin ich eingesprungen. Und von da an habe ich gerne Gottesdienste gehalten.

Bei der Vorbereitung auf einen Gottesdienst ist die intensive Auseinandersetzung mit dem Bibeltext bereichernd. Da ist zunächst der Gesichtspunkt: Was sagt mir der Text. Dann kommt die Suche nach den möglichen Perspektiven der Gottesdienstbesucher: Was ist an dem Text schwer verständlich, welche Fragen wirft er auf, wo löst er Widerspruch aus. Von einem Prediger las ich einmal den Rat: Gehen Sie davon aus, dass immer jemand zum ersten Mal im Gottesdienst ist und jemand zum letzten Mal – das sind sehr herausfordernde Blickwinkel. Oder ich stelle mir die Gemeinde vor: Konfirmanden und Ältere, regelmäßige Gottesdienstbesucher und Menschen, denen ein württembergischer Gottesdienst fremd ist. Und dann habe ich einen Trauerfall abzukündigen und die Familie sitzt im Gottesdienst oder die Konfirmanden wollen interessiert werden. So kann ich den Predigttext von ganz verschiedenen Seiten anschauen und in ihm einen großen Reichtum entdecken. Und dann überlege ich: Wie kann ich allen Gottesdienstbesuchern

Gottes Wort lieb und wichtig machen? Von unserer Landeskirche bekommen wir zwei „Predigtvorlagen“, die wir bearbeiten sollen. So kommen die Aspekte von zwei „Profis“ hinzu. Wie haben sie meine Fragen oder Gedanken aufgenommen, wie versuchen sie auf die für sie ja ganz anonyme Gemeinde einzugehen? Üblicherweise erhalten wir in der Einleitung dieser Vorlagen noch einen kurzen Abriss über geschichtliche und theologische Hintergründe. So wird man gegebenenfalls von abseitigen eigenen Vorstellungen zurückgeholt. Inzwischen besitzen wir auch eine ganze Reihe von Auslegungen und Kommentaren. Vom Prädikantenpfarramt haben wir zwei Bände der Calwer Predigthilfen bekommen, oder wir leihen uns a+b – „Für Arbeit und Besinnung“, die Zeitschrift unserer Landeskirche für die Pfarrer – aus und lesen die Predigtmeditation. Üblicherweise halten wir uns an die Perikopenordnung. Im Laufe von sechs Jahren kommt man ziemlich in der Bibel und verschiedenen thematischen Schwerpunkten herum. Das bewahrt davor „Lieblingsthemen“ zu sehr zu strapazieren.

Immer wieder taucht die Frage auf, ob wir als Prädikanten nur die „Aushilfe“ für Pfarrer wären. Ich halte es nicht für

diskriminierend, wenn ich dann einspringe, wenn die Pfarrerin in Urlaub oder auf Fortbildung ist. Und den predigtfreien Sonntag gönne ich unseren Pfarrern gerne. Mich freut es, wenn wir in Zeiten der Vakatur oder Krankheit helfen können, dass Gottesdienste regelmäßig stattfinden können. Ich sehe im Prädikantendienst über die Aushilfe hinaus aber auch eine Bereicherung. Prädikanten können aus ihrer persönlichen und beruflichen Erfahrung heraus andere lebensnahe Beispiele einbringen.

Für sehr wichtig halte ich das Signal in die Gemeinde hinein: Pfarrer müssen nicht alles alleine machen. Gemeinde, das sind wir alle. Jedes Gemeindeglied kann an der Stelle zum Gemeindeleben beitragen, wo es seine Gaben hat. Deshalb trage ich auch im Gottesdienst kein „liturgisches Gewand“. Prädikanten können den Gottesdienst in einer Albe halten. Manchen unter uns ist diese Kleidung lieber. So zeigen sie, dass sie nicht ihrem persönlichen Hobby nachgehen und ihre private Meinung zur Diskussion stellen, sondern im Auftrag der Landeskirche Gottes Wort verkünden. Mir ist der Aspekt wichtig, als „normales Gemeindeglied“ aus einem „zivilen Umfeld“ meinen Beitrag zum gottesdienstlichen Leben zu leisten. Und so trete ich im Anzug auf.

Und ich hoffe, dass durch das Auftreten einer zivilen Person mit einem normalen Beruf vor dem Altar und auf der Kanzel das Zeichen deutlich werden kann: Glaube und tägliches Leben, Sonntag und Alltag gehören zusammen. Beides wird

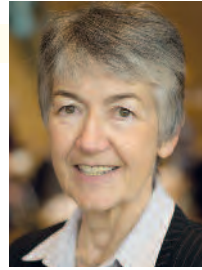
wechselseitig voneinander beeinflusst und bestimmt. Mein Glaube trägt im Alltag, die Fragen und Sorgen und auch die Freuden des Alltags sind Themen des Glaubens und für die Auseinandersetzung mit dem Bibeltext.

Dabei ergibt sich natürlich eine Herausforderung: Gottesdienstbesucher können mich aus meinem beruflichen Umfeld kennen, Menschen aus meinem Beruf können mal schauen „was der denn so auf der Kanzel sagt“. „Predigen und nicht selbst verwerflich werden“, Echtheit ermahnt einen immer wieder zur Bescheidenheit, den Mund nicht zu voll zu nehmen. Ich gehöre zu Gottes Bodenpersonal mit allen Begrenzungen und allem, was daran schön und groß ist.

In den festgelegten Stücken der Liturgie, in Psalm und Liedern habe ich entdeckt, wie sehr eine feste Form Heimat geben kann und wie hilfreich es sein kann, sich die Worte anderer Menschen zu leihen. Wir feiern in unserer Gemeinde regelmäßig Gottesdienste in alternativer Form mit moderner Musik und kreativen Elementen. Viele Menschen finden dieses „2. Programm“ ansprechend und kommen gerne. Sie sind gespannt, was dieses Mal wohl kommen mag. Im Vormittagsgottesdienst gibt es die Verlässlichkeit und Kontinuität. Ich schätze beide Formen und bin bei beiden gerne aktiv dabei.

Dr. Christel Hausding

Erfahrungen im Prädikantendienst



1982 haben mein Mann und ich mit dem Prädikantendienst in der Württembergischen Landeskirche begonnen. Damals waren wir Anfang dreißig und schauen jetzt auf 35 Jahre in diesem Dienst zurück.

Ich liebe den Gottesdienst, sich Gott zuwenden und auf ihn hören, an einem anderen Ort, ohne die Ablenkungen, die zu Hause allgegenwärtig sind. Gemeinsames Singen, Beten in der Gemeinde, die festliche Atmosphäre, Orgelmusik. Ich gehe gerne in den Gottesdienst und ich halte gerne Gottesdienst.

Am Beginn dieses Dienstes stand der Wunsch, Zeuge der Gnade und Zuwendung Gottes in Jesus Christus zu sein, das Evangelium weiterzugeben. Das ist m.E. grundsätzlich die Aufgabe eines jeden Christen und dann sollte man für sich selbst die Art und Weise finden, die einem liegt. Gott hat uns mit verschiedenen Begabungen ausgestattet. Besuchsdienst z.B. wäre nicht mein Ding, aber als Lehrerin in Schule und Hochschule war ich es gewohnt,

vor Leuten zu reden und ich habe mich schon immer um eine gute sprachliche Vermittlung bemüht. So reden, dass Menschen gerne zuhören und die Botschaft verstehen. Das passte also. Dass die Botschaft die Herzen erreicht und ausrichtet, was Gott will, das liegt natürlich nicht in unserer Macht.

Der Dienst als Prädikantin muss nach meinem Verständnis eingebettet sein in andere Kontakte mit Gemeindegliedern, im Hören und Austausch, damit man am Sonntag nicht an den Leuten vorbeiredet. Solche Begegnungen habe ich u.a. im Hauskreis, bei Frühstückstreffen und anderen Gemeindeveranstaltungen. Dabei wird uns zunehmend bewusst, wie Glaubenswissen und Bibelkenntnisse im Laufe der Jahre abgenommen haben. Ich will das hier nicht beklagen, aber man muss sich darauf einstellen. Konnte man früher in der Predigt noch eine Andeutung machen, eine Person oder Begebenheit erwähnen und darauf vertrauen, dass die Hörer die „ganze Geschichte“ kennen – z.B. beim Namen Hiob

oder auch beim Stichwort Verklärung Jesu – trifft man heute damit wohl immer häufiger ins Leere. Man muss sich also entscheiden, entweder ausführlicher zu erzählen oder die Anspielung ganz wegzulassen.



Bei uns auf dem Land sind Doppeldienste der Normalfall. Der Gottesdienstbesuch ist in den letzten Jahren spürbar geringer geworden, da hat man, wenn man die Predigt zweimal halten kann, eher den Eindruck, dass die Mühe sich gelohnt hat. Wenn wir mal nur einen Gottesdienst haben, zudem in einer Ge-

meinde, wo man mit fünf oder sieben Gottesdienstbesuchern rechnen kann, ficht uns gelegentlich schon der Vorbereitungsaufwand von vielen Stunden an. Ich sage mir dann: Wenn ein Mensch Gott begegnet und etwas für sich mitnimmt, dann hat es sich schon gelohnt. Aber das Gemeinschaftserlebnis fehlt mir dann doch, wenn ich vor allem leere Bänke sehe und die Orgel den spärlichen Gesang übertönt.

Mit anderen zusammen möchte ich nach Wegen suchen, den Gottesdienst lebendiger und attraktiver zu gestalten, durch mehr Beteiligung, musikalische Vielfalt und kreative Elemente. Ich möchte den herkömmlichen Gottesdienst nicht ersetzen, sondern durch andere Angebote ergänzen, und dann wird sich irgendwann zeigen, was die Menschen anspricht. In unserer kleinen Gemeinde haben wir seit über zehn Jahren zweimonatlich einen „anderen“ Gottesdienst am Sonntagabend mit erfreulicher Resonanz. Gottesdienste wegen geringer Beteiligung aufzugeben, würde m.E. den Besucherschwund nur beschleunigen. Das schließt nicht aus, dass man in den Sommerferien, wenn viele Pfarrer Urlaub machen, ein etwas eingeschränktes Programm durchführt. Aber inzwischen sehe ich unsere Aufgabe als Prädikanten auch darin,

das Angebot an Gottesdiensten möglichst weitgehend aufrecht zu erhalten.

Jeder Dienst in der Gemeinde, insbesondere der Verkündigungsdienst, ist eine Herausforderung und Fitnessübung für den eigenen Glauben. Die Entdeckungen beim Umgang mit den Predigttexten, Zuspruch und Anspruch, Trost und Ermutigung, die Aufforderung zur Umkehr und zum Handeln gelten doch zuerst einmal mir selbst. Ich bin die erste Hörerin dieses Wortes, und ich will es mir sagen lassen und mit Gott darüber ins Gespräch kommen, ehe ich etwas weitergeben kann. Wir sind Boten der guten Nachricht und nicht Briefträger, die mit der Post, die sie aushändigen, nichts zu tun haben. Und deshalb bringt es einem selbst immer etwas, auch wenn die Zuhörerschaft manchmal klein ist.

Nun zeichnet sich ab, dass in den nächsten Jahren die Zahl der Pfarrer/innen abnehmen und damit die Bedeutung des Prädikantendienstes wohl weiter zunehmen wird. In dieser Lage wird sich für uns die Frage stellen, wann der rechte Zeitpunkt zum Aufhören gekommen ist. Ich denke, da können wir uns gegenseitig beraten, und wir wollen auch auf entsprechende Signale aus der Gemeinde achten. Denn alles hat seine Zeit.

Martin Luther Sakristeigebet

Herr, Gott, lieber Vater im Himmel,
ich bin wohl unwürdig des Amtes
und Dienstes,
darin ich deine Ehre verkündigen
und der Gemeinde pflegen und
warten soll.

Aber weil du mich zum Hirten und
Lehrer des Wortes gesetzt hast –
das Volk auch der Lehre und des
Unterrichtes bedürftig ist, –
so sei du mein Helfer und lasse deine
heiligen Engel bei mir sein.
Gefällt es dir dann, durch mich etwas
auszurichten,
zu deinen Ehren und nicht zu meiner
oder der Menschen Ruhm,
verleihe mir auch aus lauter Gnade
und Barmherzigkeit
den rechten Verstand deines Wortes,
und vielmehr, dass ich es auch tun
möge.

O Jesu Christe,
Sohn des lebendigen Gottes,
Hüter unserer Seelen,
sende deinen heiligen Geist,
der mit mir das Werk treibe,
ja, der in mir wirke das Wollen
und Vollbringen
durch deine göttliche Kraft.

Die Evangelische Sammlung in Württemberg

ist ein Zusammenschluss von Theologinnen,
Theologen und engagierten Laien innerhalb der Landeskirche.

Ihr **Anliegen** ist es, den Dienst am Evangelium zu unterstützen, das Leben unserer Kirche mitzugestalten und den missionarischen Auftrag wahrzunehmen.

Grundlage ihrer Arbeit ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist.

Die Evangelische Sammlung weiß sich den **Kernaussagen lutherischer Theologie** verpflichtet: Solus Christus (allein Christus), sola gratia (allein aus Gnade), sola fide (allein durch den Glauben), sola scriptura (allein die Schrift).

Viermal im Jahr erscheint der Rundbrief der Evangelischen Sammlung.

Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Bismarckstraße 5, 71272 Renningen
Internet: www.evangelische-sammlung.de

Vorsitzender: Kirchenrat Dr. Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach
Stellvertretende
Vorsitzende: Agnes Dannhorn, Reginenstraße 60, 70597 Stuttgart
Andreas Schäffer, Hohe Straße 31, 70174 Stuttgart

Geschäftsstelle: Renate Klingler, Bismarckstraße 5, 71272 Renningen,
Tel. (07159) 9399491, E-Mail: evangelische.sammlung@web.de
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Dr. Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Agnes Dannhorn, Christel Hausding, Renate Klingler
Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart, IBAN-Nr.: DE 82520604100000414271, BIC: GENODEF1EK1

Rechner: Hermann Braun, Wiesentalstraße 10/2, 71397 Leutenbach-Nellmersbach
Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen
Fotos: privat
Druck: Grafische Werkstatt der BruderhausDiakonie, Reutlingen

Evang. Sammlung in Württemberg e.V.
Bismarckstraße 5, 71272 Renningen

E 47239

PVSt, DPAG, „Entgelt bezahlt“

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

*„Das ist Gottesdienst,
dass nichts anderes im Haus Gottes geschehe,
als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede
durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit
ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“*